

»Franz Ehrle e Giovanni Mercati: due eruditi alla corte di S. Pietro« (S. 91–124), Christine Maria Grafinger »Der deutsche Jesuit Franz Ehrle als Präfekt der Vatikanischen Bibliothek: seine Projekte und Neuerungen« (S. 125–146); zu »III. Ehrle während seines Kardinalats«: Stefan Gatzhammer »Franz Ehrle als Kardinal (1922–1934)« (S. 149–174), Stefan Heid »Ein Blick auf Kardinal Ehrle als Protektor des Campo Santo Teutonico« (S. 175–184); zu »IV. Ehrle und sein Werk«: Jacques Verger »Une entreprise singulière: L'Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters de Denifle et Ehrle« (S. 187–198), Isabelle Mandrella »Franz Ehrle et la philosophie scolastique« (S. 199–211), Heinz-Dieter Heimann »Im Banne der ›franziskanischen Frage‹: der Platz Franz Ehrles in der franziskanischen Ordensforschung im Kontext konfessionspolitischer, geschichtswissenschaftlicher und ordenshistoriographischer Initiativen des späten 19. Jahrhunderts« (S. 213–232), Donatella Nebbiai »Franz Ehrle et l'histoire de la bibliothèque pontificale« (S. 233–248), Carla Frova »Franz Ehrle e la storia delle università italiane« (S. 249–267), Hélène Millet »Franz Ehrle historien du Grand Schisme« (S. 269–296), Michaela Sohn-Kronthaler »Franz Ehrle SJ und die Armenfürsorge« (S. 297–309).

Der mit Zusammenfassungen, Personen- und Ortsnamenregister versehene, von Andreas Sohn und Jacques Verger ebenso umsichtig wie akribisch herausgegebene Sammelband wird sich auf Grundlage der hohen Qualität aller Beiträge als das Standardwerk zu Leben, Wirken und Werk Franz Ehrles und seiner Zeit im Umbruch einer Epoche erweisen.

*Manfred Heim*

KLAUS SCHWABE: Versailles. Das Wagnis eines demokratischen Friedens 1919–1923. Paderborn: Schöningh (Brill) 2019. 293 S. m. Karten. ISBN 978-3-506-78239-7. Geb. € 39,90.

Nach den großen neuen Darstellungen zur Geschichte des Ersten Weltkrieges nun Versailles: Dieser Vertrag, von den Siegermächten für die Deutschen ausgearbeitet, und die weiteren Pariser Vorortverträge, die vor allem die politischen Verhältnisse der zerfallenen österreichisch-ungarischen Monarchie regelten, haben zeitgenössisch viel böses Blut gestiftet und das innenpolitische Klima der Weimarer Republik schwer belastet – bis hin zu dem, was Hitler die »Machtergreifung« der NSDAP nannte. Hundert Jahre nach Kriegsende diesen umstrittenen Friedensversuch erneut zu analysieren schien also geboten.

Die gewichtigsten jüngeren Werke über den Versailler Vertrag stammen von der kanadischen Historikerin Margaret McMillan, die in Oxford lehrt (Die Friedensmacher. Wie der Versailler Vertrag die Welt veränderte, Berlin 2015/Tb 2018; engl. Original: Peacemakers. Six Months that Changed the World, London 2001), und aus der Feder ihres Freiburger Kollegen Jörn Leonhard (Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt 1918–1923). McMillan analysiert ebenso scharfsichtig wie Leonhard, wie die Prinzipien der Friedensmacher, ausgehend von den berühmten 14 Punkten des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson, sich stets von Neuem an Gegebenheiten brachen, die dem Idealismus einer neuen Art von Frieden entgegenstanden: das Sicherheitsbedürfnis Frankreichs und das koloniale Interesse Englands, die Nachwirkungen der Kriegspropaganda in der Innenpolitik auch der Siegerstaaten, die von ihren Bevölkerungen vor sich her getriebenen Friedensmacher, denen Kompensationen und Gewinne vorzuzeigen waren, damit die immensen Opfer nicht umsonst schienen, die unentwirrbaren ethnischen, sprachlichen, religiösen und kulturellen Mischlagen in den zerfallenden Vielvölkerstaaten: Österreich-Ungarn, das Osmanische Reich, das nunmehr bolschewistische Zarenreich in Russland, der fortgesetzte Kolonialismus samt seinem rassistischen Überlegen-

heitsdünkel, die Versprechungen und Geheimverträge, die während des Krieges geschlossen worden waren. In McMillans Diktion waren die Friedensmacher nicht schuld, dass das von den Peacemakers geschaffene internationale Friedenssystem 1939 zerbrach und der Zweite Weltkrieg noch verheerender wirkte als der Erste: »Als 1939 der Krieg ausbrach, war das das Ergebnis von Entscheidungen, die in den vorangegangenen zwanzig Jahren getroffen und nicht getroffen worden waren, und nicht der Vereinbarungen von 1919.« (Ausgabe 2018, S. 639) Leonhard hingegen spricht sehr viel skeptischer von einem »überforderten Frieden«, der die »Offenheit des Moments« 1918/19 nur bedingt nutzen konnte, »denn der Krieg stellte Vorkriegshoffnungen und Vorkriegsplanungen infrage.« Es erwies sich als unmöglich, dorthin zurückzukehren oder dort wieder anzuknüpfen: »Das Ergebnis war eine Glaubwürdigkeitskrise in vielen Lebensbereichen« – und keineswegs nur in den Ländern der Mittelmächte, die den Krieg verloren hatten (S. 1276).

Dieser Vorspann ist nötig, weil Klaus Schwabe in seinem wesentlich übersichtlicheren Band, der Versailles als »Wagnis« eines »demokratischen Friedens« analysiert (vgl. S. 7), den Spagat versucht, beide Optionen zusammenzuführen. Der »Ehrgeiz, eine grundlegend neuartige Friedensordnung zu errichten, die auf einer Verständigung unter den kriegführenden Parteien beruhen und einen Frieden unter Gleichen herstellen« sollte (ebd.), stand für die Volksvertretungen und für die öffentliche Meinung in den Staaten der Siegermächte in Spannung mit dem »Eindruck der Propaganda ihrer Regierungen, die dem Krieg einen hochmoralischen Sinn gab, den Feind entsprechend verteufelte und einen Ausgleich zwischen den Kriegsgegnern nahezu unmöglich machte.« (S. 8) Beides war in dieser Form neu – und gerade deshalb nicht zu vereinbaren. Deswegen widersprach das Verfahren, diesen Frieden auszuhandeln, konkret der Ausschluss von Delegationen der Verliererstaaten, dem Prinzip der Völkerverständigung ebenso wie das nur zu verständliche Beharren auf Sicherheits- und Machtinteressen, die den »demokratischen Rechtsfrieden« (S. 10) konterkarierten. Dennoch war Versailles am Ende »besser als sein Ruf« (233). Entspricht also die konkrete Darstellung eher den skeptischen Analysen Leonhards, räumt die Bilanz ähnlich wie McMillan die positive Zukunftsoffenheit ein: »Das Projekt eines demokratischen Friedens besaß [...] mindestens die Chance, zu einem dauerhaften »demokratischen Frieden« hinzuführen.« (ebd.) Gleichzeitig wird jede Perspektive eines dauerhafteren Friedens an die Idee einer schrittweisen und einvernehmlichen Revision von Versailles geknüpft, die zu vermitteln Amerika allerdings nicht bereit bzw. in der Lage war. All das »hätte...« und »wäre...« ist den Publikationen gemeinsam – es ist auch in der Rückschau schwer, sich mit dem so raschen Sieg der deutschen Gewaltherrschaft 1933 und dem Ausbruch des neuerlichen Weltkrieges 1939 historiografisch abzufinden.

Klaus Schwabe hat ein gut lesbares Buch für ein breites Publikum geschrieben. Im ersten Teil »Vom Krieg zum Frieden« (S. 15–47) integriert der Verfasser die konkreten Friedensplanungen, Friedensinitiativen und Friedensvorstellungen der Alliierten und der Mittelmächte in eine knappe Skizze der Endphase des Krieges und des Waffenstillstandes. Der zweite Teil »Die Friedenskonferenz und das neue Deutschland« (S. 51–168) konzentriert sich auf den Versailler Frieden mit der Weimarer Republik als Nachfolgestaat des Kaiserreiches und die Konfrontation der deutschen Delegation mit dem Verfahren der Verhandlungen sowie mit den Friedensbedingungen, die, so die »Zwischenbilanz« (S. 169–171) nicht nur eine wackelige Sicherheitsarchitektur für Frankreich, sondern auch eine massive Glaubwürdigkeitskrise für die Friedensprinzipien Wilsons heraufbeschworen. Während England am meisten profitierte, sah sich Wilson massiven innenpolitischen Akzeptanzverweigerungen ausgesetzt. Und die Deutschen gaben sich so brüskiert, dass sie in den Augen des enttäuschten amerikanischen Präsidenten als »unbelehrbare Gegner des demokratischen Friedens« betrachtet werden und aus dem Völkerbund einsteuerten

ausgeschlossen bleiben mussten (S. 170). Der dritte Teil »Fernwirkungen« (S. 175–223) wirkt demgegenüber ein wenig stiefmütterlich: Skizzenhaft fasst Schwabe die Friedensregelungen für die Nachfolgestaaten des Habsburgerreiches und des Osmanischen Reiches, die Probleme des Balkan, vor allem aber die gescheiterte Ratifizierung des Pariser Friedenswerkes in den USA.

Wer auf allgemeinverständliche Weise und in vergleichsweise knapper Form auf den Stand der Debatte über den Versailler Vertrag gebracht werden will, dem sei dieses Buch sehr empfohlen. Es wirft auch ein klares Licht auf die Gefahren des Unilateralismus, des Neo-Nationalismus und der populistischen Vereinfachungswünsche, die uns heute umtreiben.

*Andreas Holzem*

THOMAS PITTRUF (HRSG.): Carl Muth und das Hochland (1903–1941) (Rombach Wissenschaften. Reihe Catholica, Band 4.1). Freiburg i.Br. – Berlin – Wien: Rombach 2018. 609 S. m. Abb. ISBN 978-3-7930-9898-0. Geb. € 68,00.

Das »Hochland« war die wohl bedeutendste katholische Kulturzeitschrift der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ihr Initiator und bis zum Verbot 1941 verantwortlicher Redakteur Carl Muth wurde dem Reformkatholizismus zugerechnet. Ausgehend von einer durch Hans Maier angestoßenen Tagung in Mooshausen zeichnen die Beiträge des daraus entstandenen Sammelbandes ein detailliertes Bild der Zeitschrift. Nach einer Zusammenfassung der »Erinnerungen« Carl Muths durch seine Enkelin Gabriele Bell-Muth (S. 15–32) werden zentrale Aspekte der Zeitschrift in Kaiserreich, Weimarer Republik und Drittem Reich behandelt.

Grundsätzlich nach der Position des »Hochland« fragt Maria Cristina Giacomini (S. 35–69). Sie konstatiert einen »goldenen Mittelweg« zwischen stärker antimodernen und nationalistischen Stimmen zu Politik und Kultur und einer vorsichtigen vermittelnden Öffnung in Theologie und Religion. Das große Verdienst Muths sieht sie darin, einer »Pluralität der Stimmen Raum gegeben zu haben« (S. 69). Gerhard Streicher setzt sich anhand der im »Hochland« abgedruckten Kunstwerke mit der »Kunstkommunikation« (S. 71–124) auseinander. Eine wertvolle Ergänzung ist die im Anhang zusammengestellte vollständige Auflistung aller publizierten Bilder (S. 467–513).

Obwohl Muth immer die letzte Verantwortung für »Hochland« für sich behielt, war er auf Zuarbeit angewiesen. Otto Weiß, dem 2017 verstorbenen Erforscher des Reformkatholizismus, dem auch das vorliegende Buch gewidmet ist, kommt es zu, die in der zweiten Reihe stehenden Redakteure zu charakterisieren und das schwierige Verhältnis zu ihnen zu erhellen (S. 127–165). In gewohnt akribischer Art fügt er noch eine Liste der wichtigsten Mitarbeiter und Beiträge an (S. 515–574).

Eine Positionsbestimmung im Katholizismus des beginnenden 20. Jahrhunderts stellte der Abdruck von Romanen des indizierten italienischen Schriftstellers Antonio Fogazzaro dar. Der »Frage des geistigen Einvernehmens« (S. 167) zwischen Muth und Fogazzaro geht Horst Renz nach (S. 167–177). Er sieht zwischen beiden mehr Gemeinsamkeiten als zwischen Muth und Gertrud von Le Fort (S. 205–219). Die Dichterin zog sich nach einigen Rezensionen und Gedichten wieder aus dem Kreis des »Hochland« zurück.

Die Spannung zwischen Krieg und Frieden, zwischen nationaler Begeisterung und der Hoffnung auf Gleichberechtigung der Katholiken behandelt Thomas Brose (S. 179–191). Daran schließt Hans Maier mit einer Würdigung der Festschrift für Carl Muth an und diskutiert deren Titel »Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland«, die er